



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Alten Meister

Fromentin, Eugène

Berlin, 1903

III.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-60377](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-60377)

Weise vom holländischen Maler vor seiner Staffelei hegt, ist richtig und nach jeder Seite hin ausdrucksvoll. Man stellt sich einen Mann vor, wie er über seine Arbeit gebeugt ist, mit funkelnagelneuer Palette, mit durchsichtigen klaren Ölfarben, sauberen und feinen Pinseln, mit einem Gesichtsausdruck der vollkommensten Sammlung, mit vorsichtiger Hand, wie er bei halbem Lichte malt, vor allem ein Feind von allem, was Staub heisst. Und trägt man dem Umstand Rechnung, dass man allzu leicht in Versuchung ist, sie alle nach Gerard Dow oder nach Mieris zu beurteilen, so ist dieses Bild ähnlich. Vielleicht waren sie weniger peinlich, als man gern glaubt und konnten freier und herzlicher lachen, als man wohl annimmt. Van Goyen und Wynants hatten vom Beginn des Jahrhunderts an ein für allemal gewisse Gesetze bereits festgelegt. Diese Lehren hatten sich vom Meister auf den Schüler fortgepflanzt, und 100 Jahre lang haben sie ohne jede Abweichung die Grundlage abgegeben, auf der diese Schule ihre Schöpfungen aufgebaut.

III.

Heute Abend war ich müde geworden, so viele Bilder gesehen und bewundert und in meinem Innern so lebhaft diskutiert zu haben; so bin ich am Vijver spazieren gegangen.

Ich kam erst gegen Sonnenuntergang dort an, und bin dann lange da geblieben. Es ist ein eigentümlicher Ort, umgeben von einem merkwürdigen Zauber stiller Einsamkeit, und von einer eigenen Melancholie für den, der zu solcher Stunde hier weilt als ein Fremder und

als einer, den die Gefolgschaft der fröhlichen Jahre verlassen hat. Man stelle sich ein grosses Bassin vor, eingefasst von starren Umfassungswänden, umgeben von schwarzragenden Palästen. Zur Rechten eine meist verlassene Promenade, jenseit der eine Reihe geschlossener Häuser sich hinzieht, zur Linken der Binnenhof mit seinen Fundamenten im Wasser, mit seiner Backsteinfassade, seinem Schieferdach, seinem düsteren Aussehen, seinem Charakter aus einer anderen Zeit, der doch auch wieder in alle Zeiten zu passen scheint, mit den tragischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, und jenem gewissen Etwas, das allen historischen Orten eigen ist. In der Ferne der Turm der Kathedrale, wie er sich gegen den Nord-Himmel abhebt, schon umflossen von dem kalten Licht der hereinbrechenden Nacht; nur ein noch leise erklingender farbloser Ton gegen den Abendhimmel. Mitten im Weiher eine grünende Insel und zwei Schwäne, die unhörbar ihre Bahnen im Wasser ziehen, wie sie im Schatten der Ufer leise dahingleiten; und darüber Sturmschwalben, die hohen und eiligen Fluges den Abendhimmel mannigfach durchkreuzen. Völlige Stille, völlige Ruhe, ein gänzlich Vergessen der gegenwärtigen und der vergangenen Dinge. Scharf gezeichnete aber farblose Reflexe tauchen hinab bis zum Grund der schlafenden Wasser, und mahnen in ihrer wie erstorbenen Unbeweglichkeit an alle die von weither auftauchenden Erinnerungen, die das ferne Leben in einem zu drei Viertel erloschenen Gedächtnis eingezeichnet hat.

Ich betrachtete das Museum, das „Mauritshuis“, das

die Südecke des Weihers einnimmt und das an dieser Stelle die schweigsame Linie des Binnenhofes abschliesst, dessen violette Backsteinmauerung am Abend tieftraurig stimmt. Die gleiche Stille, die gleiche Dunkelheit und die gleiche Verlassenheit umgibt zur Zeit alle die gespenstischen Gestalten, die in dem Statthalter-Palast oder in dem Museum wohnen. Ich dachte an das, was das Moritzhaus enthält, und ich dachte an alles das, was in dem Binnenhof sich zugetragen hat. Dort Rembrandt und Paul Potter, aber hier Wilhelm von Oranien, Barneveldt, die Brüder de Wit, Moritz von Nassau, Heinsius — um nur die berühmtesten und bekanntesten Namen zu nennen. Und dazu dann die Erinnerung an die Generalstaaten, diese von dem Lande selbst und innerhalb seiner Grenzen aus dem Kreise der intelligentesten, gewecktesten, standhaftesten und heldenhaftesten Bürger gewählte Versammlung, dieser lebendige Teil, diese Seele des holländischen Volkes, die innerhalb dieser Mauern lebte, sich immer neu ergänzte, aber in steter Beharrlichkeit immer sich selbst gleich blieb; die dort während der 50 stürmischsten Jahre, die Holland gekannt hat, ihren Sitz hatte, die Spanien und England standhielt, die Ludwig XIV ihre Bedingungen diktierte. und ohne die weder Wilhelm, noch Moritz, noch ihre grossen Ratgeber irgend etwas hätten sein können.

Morgen früh um 10 Uhr werden einige Pilger an die Pforte des Museums pochen, und um dieselbe Stunde wird niemand im Binnenhofe sein, noch im Buitenhof, und niemand wird, so glaube ich, den Ritter-

saal besuchen, wo die Spinnen sich so breit gemacht haben, und wo es, mit andern Worten, so einsam ist.

Nimmt man an, dass der Nachruhm, der, wie man sagt, Tag und Nacht wacht, hier zur Erde herniedersteigt, und sich an irgend welcher Stelle hier niederlässt, wo wird er dann wohl in seinem Fluge innehalten, und über welchem dieser Paläste wird er wohl seine goldenen Schwingen falten, um von seinem Fluge zu ruhen? Über dem Palast der Generalstaaten oder über dem Haus von Paul Potter und Rembrandt? Welch sonderbarer Wandel in dem Kommen und Gehen von Gunst und Ruhm! Wie erklärt sich ein solches Mass von Interesse für ein Bild, und ein so geringes Mass von Interesse für die Grösse eines geschichtlichen Vorganges? Grosse Politiker haben hier gehandelt und grosse Bürger; Revolutionen sind von hier aus ins Werk gesetzt worden und Staatsstreiche, Schweres ist hier erduldet worden, Kämpfe von tiefster Bedeutung sind hier ausgefochten, tiefe Wunden hier geschlagen, alles das, was uns entgentritt da, wo ein Volk geboren wird, und dafern dieses Volk einem andern Volke angehört, von dem es sich trennt, einer Religion, die es umwandelt, einem politischen Gemeinwesen, mit dem es die Gemeinschaft bricht und das es zu verdammen scheint durch die einfache Tatsache der vorgenommenen Trennung. Alles das berichtet die Geschichte; erinnert sich dessen auch nur das Land? Und wo finden wir das lebendige Echo solcher aussergewöhnlich tiefen Bewegung?

Und zur gleichen Zeit malt ein ganz junger Mann

einen Stier auf einer Weide; ein anderer, der einem Arzt seiner Freunde sich gefällig erweisen will, stellt diesen dar in einem Sezierraum, umgeben von seinen Schülern, wie er das Seziermesser in den Arm eines Leichnams einführt. Und mit diesen einfachen Tatsachen haben diese beiden Männer ihrem Namen, ihrer Schule, ihrem Jahrhundert und ihrem Lande die Unsterblichkeit gesichert.

Wem also gebührt unser Dank? All dem Würdigsten und Wahrsten, das die Welt ihr eigen nennt? Gewiss nicht! All dem, was wahrhaft gross ist? Zuweilen! Immer aber und überall alledem, das schön ist. Und was ist es nun dieses Schöne, diese grosse, bewegende, treibende Kraft, dieses grosse Liebende, dieses in dem ewigen Gleiten und Versinken der geschichtlichen Dinge einzig Beharrende und dauernd Anziehende? Sollte dieses Schöne mehr als irgend etwas anderes dem Ideal nahe kommen, nach dem der Mensch wie unbewusst sein Auge gerichtet hält, und ist das Grosse nur deshalb verführerisch, weil es so leicht zu verwechseln ist mit dem Schönen? Man muss schon auf einer hohen Warte der Moral, oder auf einem sicheren Standpunkt in der Metaphysik stehen, um von einer guten Handlung oder von einer Wahrheit zu sagen, dass sie schön sei. Der einfachste Mensch sagt es von einer grossen Handlung. Im Grunde lieben wir von Natur nur das, was schön ist. Der Schönheit wendet sich die Einbildungskraft zu, von ihr wird unser Gefühlsleben erregt, ihr öffnen sich alle Herzen. Wollten wir gut Umschau halten nach dem, dafür die Menschheit, als

Ganzes betrachtet, sich am liebsten begeistert, so würden wir finden, dass es nicht das ist, was sie rührt, auch nicht das, was sie überzeugt, noch was sie erhebt; sondern das, was sie bezaubert, oder was sie mit wahrer Bewunderung erfüllt.

Daher auch überall da, wo eine historische Persönlichkeit in ihrem Leben dieses Element eines machtvollen persönlichen Zaubers vermissen lässt, wir sagen möchten, dass ihr etwas fehlt. Von dem Moralisten und von dem Gelehrten wird sie verstanden, die Menschheit im allgemeinen erkennt sie nicht. Trifft aber das Gegenteil zu, so ist ihr Andenken gesichert. Ein Volk verschwindet mit seinen Gesetzen, seinen Sitten, seiner Politik und seinen Eroberungen; von seiner Geschichte bleibt nichts übrig, als ein Stück Marmor oder Bronze und dieser eine Zeuge genügt. War da ein Mensch, gross an Intelligenz, gross an Mut, an politischem Scharfsinn und an Tatkraft; und doch würden wir selbst seinen Namen vielleicht nicht mehr kennen, wenn er nicht gleichsam einbalsamiert worden wäre von einer gefügigen Literatur, und wenn ihm nicht von seinen Freunden ein Standbild errichtet worden wäre, das er dann selbst als Schmuck seiner Tempelgiebel verwenden liess. Und da war ein anderer, oberflächlich, leichtsinnig, verschwenderisch, sehr geistreich, ein Freigeist, tapfer zu seiner Zeit: und man spricht öfter von ihm und allgemeiner, als von Solo, von Plato, von Sokrates und Themistokles. War er weiser, war er tapferer? Diente er besser der Wahrheit, der Gerechtigkeit und den Interessen seines Landes? Nein; aber er verfügte

über den einen Zauber, dass er leidenschaftlich zu lieben wusste alles was schön ist: die Frau in erster Linie; und dann Bücher, Bilder und Bildwerke. Wieder ein anderer war ein unglücklicher General, ein mässiger Politiker, ein leichtsinniges Staatsoberhaupt: aber er hatte das Glück, eine der verführerischsten Frauen zu lieben, die die Geschichte kennt, und diese Frau war, sagt man, die Schönheit selbst.

Gegen 10 Uhr fing es an zu regnen. Die Nacht war hereingebrochen; in dem Weiher fing sich nur noch ein letzter Schimmer, wie ein Rest von Dämmerchein, der in einem Winkel der Stadt sich verloren. Die Gestalt des Nachruhms, von der ich geträumt, hat sich nicht gezeigt. Ich weiss, was man ihrer Wertung der Dinge entgegenhalten kann und ich habe mir nicht das Ziel gesetzt, sie zu richten.

IV.

Eines ist es vor allem, das uns auffällt, wenn wir die geistige Grundlage der holländischen Kunst studieren: das völlige Fehlen dessen, was wir heute einen „Vorwurf“ nennen.

Von dem Tage an, da die Malerei aufhörte, von Italien ihren Stil und ihre Poesie, ihren Geschmack für die Geschichte, für die Mythologie und für die christliche Legende zu entlehnen, bis zu dem Moment der Dekadenz, da sie darauf zurückkam — also von Bloemaert und Poelenburgh bis zu Lairesse, Philippe, van Dyck und später Troost — sind nahezu hundert Jahre verflossen, während deren die grosse holländische Schule